

zu klammern, nicht anderer Unglück zum Baustein eigener Macht zu werden. Ein Schwächling war sie; verstand nichts vom Kunst des wackelnden Dollars. Und doch! Er mochte sie nicht anders haben, etwas Reines war in ihr, etwas der Goldglut Fremdes. Und oft folgte er ihrem Gefühl, ob auch sein harter Geschäftssinn dabei Wank litt. Jetzt aber...? Daß er ein Narr wäre! Sein würde die Farm werden... sein. Wenn nur nicht noch jemand dazwischen käme, dem Farmer durchsoll! Doch eigentlich hatte er keine Sorge. Die Lokomotive brauste nur so dahin, und er hatte ihrem Führer nicht umsonst 100 Dollars für Schnelligkeit versprochen. Da waren dessen Augen aufgeschert, wild und gierig... „100 Dollars“, hatte er gelächelt.

Er wurde in seinem Nachdenken unterbrochen. Plötzlich, fast kreischend, gab der Lokomotivführer seine Befehle. Der Feuermann vermochte nicht schnell genug die Kohlen zu schaufeln. Aus dem Rost schlug glühende, glimmende, adernbelebende Glut. Und immer wieder das heftige Rufen des Führers: „Mehr Kohlen, mehr Kohlen!“

Der Feuermann warf die Schaufel zur Seite, lehnte sich an den Schutzrand: „Ist genug...! Seht den Feiger!“

Doch mit einem Wutschrei sprang der Führer heran, rief ihn auf, heulend ging sein Atem: „Schnelle, Hund! Dollars will ich! Dollars! und tanzen sollen die Räder, tanzen durch die Hölle! Ich... ich bin ihr Führer!“

Immer rauschender und draufender fuhren die Räder. Der Feiger stieg... 100... 110... 120. Wie ein jagernder Dämon durchbrauste die Lokomotive die Nacht.

Ganz und gar der Reifende um sich, trat zu dem Feuermann, fragte:

„Ich weiß nicht, Herr. Die Fahrt ist Bahnlos, gab der verblödete zurück. „Und Joel, der Führer, war schon gestern so mir!“

Wieder flogen Kohlen in's Feuerloch, schlug die glühende Klappe Funken. Es war keine Kohle mehr, nur ein Rauschen und Juchzen durch geschaltete Nacht. Und dann lachte der Führer laut auf, rief die Jacke ab: „Schnelle, Hund! Dollars für Dampf! Erjagen will ich sie! Haha... Hahaha, Hahaha!“

Und dann brach er ab, warf sich mit einem Wutschrei auf den Feuermann, der eben heimlich nach dem Brennstoffe kuckte. — Stares Schien dem Reifenden durch die Glieder zu schauern. Er sah das Rängen vor sich, hörte das Schreien. Die Schaufel klapperte. Der Führer richtete sich auf, ein Gurgeln nur. Ueber die Brust schlug das Feuermanns Körper in die Nacht. Ihm nach lachte der Dämon eines Juchzens.

Mit weit aufgerissenen Augen hatte der Reifende das gesehen, kein Oies mochte er zu rühren. Die Angst ließ seine Zähne in jähem Frost aufeinander schlagen. Doch der Bahnführer achtete nicht auf den Paniker. Größtens begann er zu singen, rief am Bebelgefänge: „Hallo... Gespenstertanz! Leben will ich haben und die Musik von tollden Dollars!“

Schier erlosch ließ er die Pfeife schrillen, wieder und wieder, er lachte und sang.

Meilen weiter, umherdringender Wald umher. Nachtdunkel vorbei rasende Bäume, aufblühend im Gellschrei der Laternen, verschwindend und verschattet von neuen Stämmen. Der Reifende mußte, was kommen würde. Wenige Meilen noch, dann nahte der Fluß. In jäher Kurve ging es zu ihm hinunter, an ihm entlang zur Brücke. Das würde das Ende sein...

„Die Hölle ist nichts“, kicherte der Führer in der Ecke, „wir zählen sie mit Dollars, jagen mit Dampf den Teufel aus dem Goldpflanz... und mit Tanz... hahaha!“

Ein winziges Licht stieg fern in der Nacht auf, kam näher. Der Wald trat zurück. Dort hinten die Kurve... das Ende! Und näher kam das Licht.

„Hall!“ wollte der Fremde schreien. „Ein Gegenzug auf unserm Geleis!“ Doch er kamte es nicht, ein Brausen und Schreien war um ihn, und höhnend hörte er das heulende Lachen des Bahnführers.

Da... da... jeh! —

„Ihre Fahrkarte, Herr“, erklang eine sonore Stimme. „Blasend ist bald da!“

Mit einem Schrei fuhr der Paniker auf, griff an die Stirn. Er hörte ein ruhiges, rhythmisches Rollen unter sich, sah bequeme Sessel eines Pullmann-Wagens...

„Die Fahrkarte“, fragte es noch einmal.

Mit ätzender Hast suchte der Fremde in der Tasche, klappte den Schweiß von der Stirn tropfen.

„Sie haben einen festen Schlaf, Herr“, lachte der Kontrolleur, „ich mußte Sie rütteln.“

Mit flüchtigen Augen sah der Paniker um sich. Hing wankenden Schrittes in das Licht aus. Jetzt sollte er, würde er...? Nach solchem Traum die Verheinerung?

Ein Wagen wartete auf ihn; ein alter Mann

gab, ein grauer, weichengegerbter von Sorge, Entbehrung und Arbeit. Er fuhr hinaus nach der Farm, hatte die abendliche Gemüthsruhe, daß der alte Besitzer den neuen zur Scholle fahre. Doch er sagte nichts.

Am Fenster der Farm spielten Kinder. Ihr Lachen sorglosen Glückes klang herüber zu dem holpernden Wagen. „Meine Enkel“, sagte der Alte, deutete mit der Peitsche hin. „Der Sohn ist tot, da hab ich auch die Sorge noch für...“ Er brach ab. Bitterkeit verquoll ihm die Stimme. Bald würde er mit ihnen in einem jener Steinhausen ziehen, wo zerbrochene Bauernschicksale im Rot erstickten; würde sich aus Stadtarmut als arbeitsloser Mann nach Licht, Luft und Freiheit sehnen, verenden irgendwo in einem Kellerloch. Und die Kinder? Wurzellose Geschöpfe.

Der Fremde gab keine Antwort. Ein Ringen war in ihm. Eine fast schmerzhaft Sehnsucht packte ihn. Rückwärts hätte er fahren mögen, in sein stilles Haus, dessen Kopf aufstehen und ihn erzählen, ihr, deren reines Herz er nicht verstand, ihm eine Fremde im Jagen nach den wackelnden Dollars, und die doch kein Kleinod war. Von dem Traum ihr erzählen, dem nardenden, fiebernden Wahn des Goldrausches. Und was würde sie sagen? Seine Hand würde sie nehmen, wie die eines Knaben... und?

Er rief sich auf. Er verstand sich selbst nicht mehr. Keine bessere Stimme war ihm fremd: „Wendet um, Mann! Zum Hause des Richters! Ich laß Euch Eure Farm... Euch und den lauchenden Kindern dort! Ich stunde Euch die Zinsen, wenn's not ist!“

Wie ein Traumdröcker durchlebte er die nächsten Wochen. Wie im Traum sah er sich selbst. Jenen Spiegel, den die Höllefahrt gegen das Plafond ihm vorgehalten hatte, vergaß er nicht.

—

Ein Grabstein

Schizze von Walther Mittasch.

Am Stuhlbühl liegt ein Dorf Kirchhof, auf den Blicken von allen Seiten die Steingebirge der Berge, denen die schwarz-grünen Wälder anhaften wie verwilderte Büsche. Zerfallenes Mauerwerk gürdet den kleinen Totengarten; Holm- und Buchenbüsche weiden mit weißen Dolden über einem Steinhaufen; darin liegen graue, abgewinkelte, rötliche, längliche, erloschene Lämpchen, abgewinkelte, rötliche, längliche, erloschene Lämpchen. Auf den schmalen, engen Gräbern sind die wäldigen bühnen Glashäuser und Porzellanengel. Seitab aber fand ich ein Totenplätzchen, über dem lastete ein jünger, schwerer Steinbrocken, an dem rötliche Algen klebten, anzuschauen wie Spuren und Abdrücke von blutigen Fingern eines Menschen, der diesen grauen Stein gehoben und getragen hatte. Von diesem Steine rührte Oberfläche hob sich in leiser umhüllender Düsternis, das einsame Wort „MAMA“ ab, um das wie blutige Tränen die roten Flecken sich ordneten. — Ich habe dieses Steines Geschichte erlauschen können. — Diese lautet:

Der Christoph Radhauser ist eines Schmiedemeisters Sohn gewesen. Aber am harten Amboss den Hammer schwingen läßt und aus spähenden Augen ins sprühende Feuer und auf glühendes Eisen starren muß, dem harten sich Hände und Herz, und wenn er von Natur schon ein spröder Mensch ist, so fällt's ihm schwer, in Gottes Welt sich zurecht zu finden. Kam noch hinzu, daß dem jungen Christoph schon frühe das tosende Rauschen des Wildbaches und der klirrende Singklang der Werkzeuge die Ohren geschädigt hatten, so daß er dem Hitzrauschen der Schmiedeböden verfiel. So ward er ein Gesell, der gern abseits ging, auf Bergpfaden wanderte — in Tagen, da rauher Wind und Neuschnee den Mantel der Einsamkeit über vereiste Höhen und im Nebel qualmende Täler bereiteten.

Die anderen bemühten sich, ihn in ihren Reihen zu ziehen. Das Dörfchen ist nicht ohne alle Weisfreunde. Sie haben dort ein Bauernrathgeber und eine Kapelle, die beide rühmig sind. Der Christoph Radhauser geriet, mit den anderen im Schritt zu gehen, wie sich auf der Klarinette. Aber dann war es ihm qualend, wenn die Salbongeläute dastanden, um zu lauschen. — Obgleich kaum jemals einer über ihn lachte, — der Christoph ist doch immer mitläufig gewesen; und als einmal der Jähzorn über ihn gekommen, blies er mit Wut grünläutige Töne, mitten in einem Andante des Papa Sardan. Er erreichte, daß ein paar Stadtbuben prusteten, worauf die beiden ersten Geigen dem Frohigen aufkauernden und ihm im Winkel am Friedhofe das Fell geübten.

Auch mit dem Thater ist die liebe Not gemein. Da hat er einen widerspenstigen Bauernradel spielen sollen. Diese Woll war ihm wie auf den Leib geschrieben. Ein paar mal hat er sie gegeben, bis ihn auch da wieder die jähling

hochsprudende Wut trugte, so daß er mitten in das Beifall klaffende Publikum hinein — zwei Steine schleuderte.

Aber bei den Proben zum Spiel geriet er in die Nähe der blonden, sanften Anna Radhauser und in ein Netz aus haarfeinen, festen Goldfäden, wie Frau Minne es seit Jahrtausenden weht... Seitdem wurde der Einsame noch verfloßener. Wie ein Wildkater die Taube anschleicht... so ist es gewesen. Das Radhauser-Schäuschen lag oben am Gange; und um das Fensterchen, hinter dessen rosigpunktetem Vorhange das Goldlicht eines Lämpchens wehte, strich der verliebte Schmiedegesell herum — hin und wieder Klarinette blasend —, gar selbstverständlich und ohne jeden Witzton. — Und als die beiden Himmchen zum hellen Brand geblieben, haben diese grundverschiedenen Menschen den Eheband geschlossen —, die blonde, sanfte, herzleidende Anna und der hartschalige Eisenhammer, dessen Herz ja auch „kränk“ war, wenn es auch laut und gut pochen konnte.

Zunächst ist die Fahrt gut gegangen; bis das erste Kind kam. — Damals hat der Teufel die Strahlen nach dem Christoph geschickt. — Eiferlust... Eiferlust auf das Kind, das viel Pflege brauchte. Es wollte dem wilden Gefellen nimmer einleuchten, daß er nun an zweiter Stelle zu stehen habe. — Auch kam hinzu, daß Anna in jenen Tagen und Wochen Kräfte verlor und so merkwürdig müde und blaß wurde. Dem robusten, innerlich starken Mann war dieses noch weiche Wesen fremd und störend. Und so weichte sich allmählich die Luft zwischen Mann und Weib. Ueber diese Luft sah Anna mit klaren, bethelnden Augen, — über diese Luft hatte der Mann mit lauernden, unruhigen Blicken. — Damals ließ er wieder auf einkommen Wogen und kam sich ohne all und jeden Grund verraten und betrogen vor. In den Schmieden lockten sie über ihn, wenn er so Anmerkungen hinworfte, die ihm nicht nicht viel Worte gemacht. Sie ist oft zu Menschen gegangen, die stille und gute Seelen hatten.

Den Christoph aber beham der Teufel in die Klauen. Ein hübscher Kerl ist er nie gewesen. Nun aber überlebte er sich ein, daß seine Sühnlichkeit ihm zum Vergängnis werden müsse. Jemal hat er, im Zornanfall, den Spiegel in Scherben geschlagen, — schreiend: „Daß ich häßlich bin, das weiß ich eh!“ — Und daß Du häßlich bist, weshalb brauchst Du das zu wissen?“

Die Anna hat die Scherben gesammelt und demütig gelächelt. — Und die Luft wurde wieder weicher. Damals ist der Alois Weber im Dorfe angekommen. Sofort warf der Christoph einen grollenden Verdacht auf den blaffen, blonden Gesellen. Mögen auch Redereien der anderen hinzugekommen sein... jedenfalls hat das Schandfeuer bald hell genug gebrannt. — Und war doch alles eine lächerliche Torheit.

In einem Frühlingsmorgen sind Christoph und Anna über den Weg am Wäldchen gegangen. Im Walde hat ein Paar wilder Tauben gerastet und über der Schnepfzunge ein Weib seine Kreise gezogen.

An jener Stelle aber, wo der Weg zwischen zwei kleinen Hängen hinlief, mannte der Christoph sich plötzlich um, mit harter Faust nach dem Weib greifend.

„Neht lag!“ knirschte er. „Bei allem Keiligen gehst es...“ Das Du... das Du hast — mit ihm — mit dem Alois Weber...!“

Die Anna wurde krebblach; aber ihre Augen glühten blau-brennenden Kohlen.

„Du lieber Narr...“ sagte sie leise. „Ich weiß wohl, daß Du mich da in den Waldgrund stoßen hast. Ich sage Dir, Christoph: Gott wird zwei Engel schicken, die mich tragen werden... denn mein Sinn ist rein...“

Da hat er den Griff gelockert und ist schweigend weitergegangen.

Zwei Wochen darauf starb Anna. — Der Doktor hat gesagt: „Es ist Ihre Schwel, Radhauser. So ein Herz ist eine Uhr. Und in die Uhr stößt man nicht mit einem Messer.“

Der Christoph merkte wie die Dorfleute holt und fremd an ihm vorbei gingen. Die Blumen, die er auf das schmale Grab pflanzte, wurden nachts von anderen ausgerissen und zertrümmert. — Reiner hat ihm kein Beileid glauben wollen.

Seute aber noch redet der graue Stein für den Unseligen.

Diesen Stein brach er dort oben aus dem Gange, wo er und Anna an der klaffenden Kluft standen. Er hat ihn aufgefunden und zu Tale geschleppt. — Eine bitter-süßere Arbeit, die kein anderer bezugnen haben würde. Der Stein war sehr, sehr kauer und hatte scharfe Kanten. Stöhnend und blutend mußte der Einsame ihn tragen.

Er selbst hämmerte den Namen „Anna“ hinein.

Wenn sein Knabe herangemacht ist, wird er ihm die Geschichte dieses Grabsteines erzählen.

der eigenen Macht zu werden. Ein Schwächling war sie; verstand nichts vom Kunst des wackelnden Dollars. Und doch! Er mochte sie nicht anders haben, etwas Reines war in ihr, etwas der Goldglut Fremdes. Und oft folgte er ihrem Gefühl, ob auch sein harter Geschäftssinn dabei Wank litt. Jetzt aber...? Daß er ein Narr wäre! Sein würde die Farm werden... sein. Wenn nur nicht noch jemand dazwischen käme, dem Farmer durchsoll! Doch eigentlich hatte er keine Sorge. Die Lokomotive brauste nur so dahin, und er hatte ihrem Führer nicht umsonst 100 Dollars für Schnelligkeit versprochen. Da waren dessen Augen aufgeschert, wild und gierig... „100 Dollars“, hatte er gelächelt.

Er wurde in seinem Nachdenken unterbrochen. Plötzlich, fast kreischend, gab der Lokomotivführer seine Befehle. Der Feuermann vermochte nicht schnell genug die Kohlen zu schaufeln. Aus dem Rost schlug glühende, glimmende, adernbelebende Glut. Und immer wieder das heftige Rufen des Führers: „Mehr Kohlen, mehr Kohlen!“

Der Feuermann warf die Schaufel zur Seite, lehnte sich an den Schutzrand: „Ist genug...! Seht den Feiger!“

Doch mit einem Wutschrei sprang der Führer heran, rief ihn auf, heulend ging sein Atem: „Schnelle, Hund! Dollars will ich! Dollars! und tanzen sollen die Räder, tanzen durch die Hölle! Ich... ich bin ihr Führer!“

Immer rauschender und draufender fuhren die Räder. Der Feiger stieg... 100... 110... 120. Wie ein jagernder Dämon durchbrauste die Lokomotive die Nacht.

Ganz und gar der Reifende um sich, trat zu dem Feuermann, fragte:

„Ich weiß nicht, Herr. Die Fahrt ist Bahnlos, gab der verblödete zurück. „Und Joel, der Führer, war schon gestern so mir!“

Wieder flogen Kohlen in's Feuerloch, schlug die glühende Klappe Funken. Es war keine Kohle mehr, nur ein Rauschen und Juchzen durch geschaltete Nacht. Und dann lachte der Führer laut auf, rief die Jacke ab: „Schnelle, Hund! Dollars für Dampf! Erjagen will ich sie! Haha... Hahaha, Hahaha!“

Und dann brach er ab, warf sich mit einem Wutschrei auf den Feuermann, der eben heimlich nach dem Brennstoffe kuckte. — Stares Schien dem Reifenden durch die Glieder zu schauern. Er sah das Rängen vor sich, hörte das Schreien. Die Schaufel klapperte. Der Führer richtete sich auf, ein Gurgeln nur. Ueber die Brust schlug das Feuermanns Körper in die Nacht. Ihm nach lachte der Dämon eines Juchzens.

Mit weit aufgerissenen Augen hatte der Reifende das gesehen, kein Oies mochte er zu rühren. Die Angst ließ seine Zähne in jähem Frost aufeinander schlagen. Doch der Bahnführer achtete nicht auf den Paniker. Größtens begann er zu singen, rief am Bebelgefänge: „Hallo... Gespenstertanz! Leben will ich haben und die Musik von tollden Dollars!“

Schier erlosch ließ er die Pfeife schrillen, wieder und wieder, er lachte und sang.

Meilen weiter, umherdringender Wald umher. Nachtdunkel vorbei rasende Bäume, aufblühend im Gellschrei der Laternen, verschwindend und verschattet von neuen Stämmen. Der Reifende mußte, was kommen würde. Wenige Meilen noch, dann nahte der Fluß. In jäher Kurve ging es zu ihm hinunter, an ihm entlang zur Brücke. Das würde das Ende sein...

„Die Hölle ist nichts“, kicherte der Führer in der Ecke, „wir zählen sie mit Dollars, jagen mit Dampf den Teufel aus dem Goldpflanz... und mit Tanz... hahaha!“

Ein winziges Licht stieg fern in der Nacht auf, kam näher. Der Wald trat zurück. Dort hinten die Kurve... das Ende! Und näher kam das Licht.

„Hall!“ wollte der Fremde schreien. „Ein Gegenzug auf unserm Geleis!“ Doch er kamte es nicht, ein Brausen und Schreien war um ihn, und höhnend hörte er das heulende Lachen des Bahnführers.

Da... da... jeh! —

„Ihre Fahrkarte, Herr“, erklang eine sonore Stimme. „Blasend ist bald da!“

Mit einem Schrei fuhr der Paniker auf, griff an die Stirn. Er hörte ein ruhiges, rhythmisches Rollen unter sich, sah bequeme Sessel eines Pullmann-Wagens...

„Die Fahrkarte“, fragte es noch einmal.

Mit ätzender Hast suchte der Fremde in der Tasche, klappte den Schweiß von der Stirn tropfen.

„Sie haben einen festen Schlaf, Herr“, lachte der Kontrolleur, „ich mußte Sie rütteln.“

Mit flüchtigen Augen sah der Paniker um sich. Hing wankenden Schrittes in das Licht aus. Jetzt sollte er, würde er...? Nach solchem Traum die Verheinerung?

Ein Wagen wartete auf ihn; ein alter Mann

DER ERZÄHLER

Beilage zum Allenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

r. 16 Samstag, 20. April 1929

Die Legende von den schwarzen Perlen

Frei nach dem Französischen von P. G. Wesditzsch.

Eines Tages, als Amry, der Taucher, dem Hofjunker einige Perlen verkaufte, die er in der goldenen Flut der Insel Bohrein gefischt hatte, ließ die schöne Amuba, die Gemahlin des Königs, ihre Schritte vor der Tür des Händlers halten und zeigte diesem eine herrliche schwarze Perle von göldigem Glanz.

„Kannst Du mir“, fragte sie, „eine gleiche Perle verkaufen?“

Der Händler nahm die Perle, legte sie auf ein feines Kissen und betrachtete das Kleinod, indem er, gleich einem betenden Brahminen, die Arme auf der Brust kreuzte.

„Fürst!“ sprach der Händler und neigte das Haupt tief bis zur Erde, „fordert von mir Smaragde, so groß wie ein Taubenei, schimmernde Adante, edle Topaze, funkelnde wie die Augen des Tigers, auch Rubine von Ceylon, die mit ihrem Feuer die Nacht erhellen! Euer Diener wird Euch alle diese Schätze zu Füßen legen. Aber bevor ich eine solche zweite Perle finde, würden die Sterne des Himmels als goldener Regen auf die Dächer Eures Palastes fallen.“

Während der Händler also sprach, betrachtete die Fürstin durch ihren Schleier den Taucher Amry, der an einem Bambuspfosten lehnte und die Augen unermüdet auf die Perle gefestigt hielt.

„Ist dieser Mann Dein Sklave?“ fragte sie den Händler. Stolz erhob Amry das Haupt und sprach: „Ich bin Amry, der Perlenfischer. Der Sohn meiner Mutter ist frei.“

„Amry!“ wandte sich Amuba an ihn. „Willst Du die prächtigsten Schätze verdienen?“

„Kannst Du mir“, fragte sie, „eine gleiche Perle verkaufen?“

„Was meinst Du damit?“

„In der Nacht der Insel Bohrein“, erwiderte Amry, „in einer Tiefe von zweihundert Faden gibt es eine Korallenbank, auf der einst der alte Whangar, der berühmteste unter den Fischern des Golfes, in seiner Jugend die schwarze Perle fand, die der Fürst Mesheh heute am Ausruf seines Dolches trägt. Whangar aber ist nie wieder in jenen Wäldern getaucht, er erblüht und ergrüht vor Entsetzen, wenn er in seinem Boot über diese Bank fährt, wo er die kostbare Perle gefangen.“

„Was war es, was er dort gesehen?“ fragte die schöne Amuba voll brennender Neugier.

„Nachdem Whangar den rechten Fuß in die Schlinge des Tauchersesels gefestigt hatte und die Schwere des an der Leine befestigten Weis ihm in die Tiefe gezogen hatte, brach er durch eine Schicht von Smaragden. Rings um ihn hochte und schäumte es, als sei es die Lava feuerpeisender Berge. Als das Tauchersseil auf den Meeresgrund stieß, war die Erschütterung so stark, daß Whangar auf die Knie und die Hände fiel. Die scharfen Schneiden und Spizen der Korallen, deren Stiche gleich glühendem Eisen brennen, ließen sein Blut aus hundert Wunden fließen. Aber zum Wehklagen fand er keine Zeit. Er machte sich ans Werk und hatte schon mehr als ein Dutzend von Muscheln in seine Beintasche gesteckt, als es ihm plötzlich schien, die Bank habe sich in die Höhe und eine schwimmende Masse, grau wie die Korallenbank, bewegte sich langsam auf ihn zu, lange gelbemäulige Fingerringe — Platanen gleich — nach ihm streckend. Einer dieser Arme schlang sich um seine nackte Brust und zog ihn fest.

Als Whangars Gefährten oben im Boot einen heftigen Zug an der Leine spürten, rollten sie das Seil auf.

Der Perlenfischer hatte das Bemerkte verloren, und seine Hüften zeigten die Spuren der Umarmung des Ungeheims. Drei Tage darauf, als er die Muscheln öffnete, die er zusammengerafft, fand er in einer jener herrlichen schwarzen Perlen, die er dem Fürsten Mesheh verkaufte.“

„Nun gut“, ließ sich die Gemahlin des Königs vernehmen, „da Du so gut weißt, wo die schwarzen Perlen zu holen sind, so mußt Du im Golf von Bohrein untertauchen, das Ungeheim täten, das die Schätze des Meeres bewacht, und mir die Perle bringen, nach der ich Verlangen trage.“

Darauf erwiderte Amry: „Ich habe eine alte gebrechliche Mutter, die von dem Ertrag meiner Arbeit lebt; ich habe eine Braut — eine Witwe — zu betreten und zu beschützen. Auch würde ich mein Leben umsonst aufs Spiel setzen, um Euren Wunsch zu erfüllen; denn in allen Meeren gibt es nicht zwei gleiche Perlen.“

Einen Augenblick lang blickte die Fürstin Amuba den Perlenfischer durch ihren Schleier an. Dann sagte sie: „Komm morgen zu mir in meinen Palast, zur fünften Tagesstunde!“

Darauf bestieg sie wieder ihre Sänfte.

Am Tage darauf legte Amry seine Feiengewänder an und begab sich nach dem Palast des Königs. Ein stummer Negar wartete bereits auf ihn am Tore der Gärten und führte ihn nach den Gemächern der Fürstin Amuba, das Antlitz noch immer vom Schleier verhüllt, ruhte halb liegend auf den Kissen eines Sofas. Sie gab dem Schwarzen ein Zeichen; dieser verneigte sich tief und verschwand.

„Tritt näher!“ wandte die Fürstin sich an Amry.

Amry trat zwei Schritte weiter hervor und beugte das Knie.

„Du sagst“, sprach Amuba, „die Natur könne nicht zwei gleiche Perlen erschaffen. So sieh denn her!“

Sie machte eine Bewegung mit dem reich mit klirrendem Schmuck behängten Arm und ließ die feine Hülle von ihrem Antlitz fallen. Amry stieß einen Schrei des Staunens aus und erklarrte, einem Steingebilde gleich.

Nicht mit zwei Augen blickte die Fürstin ihn an: es waren zwei schwarze Diamanten, eingefügt in ein Feinmetall, herrlich wie Elfenbein, noch weißer, noch reiner als eine Witze im Glanze der Strahlen des Mondes.

Allmählich begann das Leuchten, das Amry in Verwirrung gebracht hatte, zu erlöschen, als sei eine Wolke darüber gezogen, und nun sah Amry die Augen einer Gazelle, jedoch von heiltem, bezauberndem Ausdruck, die ihren Blick tief in sein Herz senkten.

Amuba öffnete die Lippen, als wolle sie reden. Amry aber streckte die Arme aus und flüsterte mit matter Stimme: „Ich will die Perle im Whangar des Golfes Bohrein suchen. Ich will mein Blut und mein Fleisch auf den Spizen der Korallen lassen, wie ich mein Herz und meine Seele hier zurück lasse.“

Am nächsten Tage, mit den ersten Strahlen der Sonne, bestieg Amry sein Boot und senkte es nach der Stelle, wo er das Kleinod zu finden hoffte. Als er den Meeresgrund erreicht hatte, beeilte er sich, seine Beintasche mit den schönsten Muscheln zu füllen. Schon wollte er wieder an die Oberfläche zurückkehren, als er in einer Felsenvertiefung eine Auster von ungewöhnlicher Größe erblickte. Sofort griff er danach — aber im selben Augenblick schoß ein Ungeheim, das er bisher nicht gesehen, auf ihn zu und umschlang ihn, um ihn zu erwürgen. Amry kämpfte mit all seiner Kraft. Er fühlte, wie sein Leben aus zahlreichen Wunden entschwand. Endlich aber gelang es ihm durch eine verzweifelte Anstrengung, seinen rechten Arm zu befreien und seinen Dolch zwischen die Augen der riesigen Spinne zu stecken.

Dann rief er an der Leine, und seine Gefährten zogen ihn eiligst hinauf. Als er das Tageslicht erblickte, verlor er so viel Blut aus Mund und Nase, daß er in eine tiefe Ohnmacht sank und erst mehrere Stunden darauf wieder zu sich kam.

Die Gemahlin des Königs hatte ihn nach dem Palast bringen lassen. Als Amry die Augen aufschlug, war er über die fremde Umgebung verwundert, besonders aber erstaunt, die schöne Fürstin zu sehen, mit unverhülltem Antlitz, kalten neben sich.

„Nun“, sprach sie mit klangooller Stimme, „hast Du Erfolg gehabt?“

„Ja!“, antwortete Amry. „Das Ungeheim hat mein Blut getrunken, aber ich habe es getötet, und hier ist das Kleinod, das ich ihm auf dem Meeresgrund entziffen habe.“

Mit diesen Worten reichte er der Fürstin die geöffnete Auster, in der eine herrliche Perle lag, noch viel schöner als die des Fürsten Mesheh.

Die Fürstin schrie auf vor Staunen und blickte entzückt auf das herrliche Wunder der Schöpfung. „Sprich, was wünschst Du Dir?“ rief sie. „Wenn Du es willst, soll all mein Besitz Dir zu eigen sein.“

Aber Amry sank ihr zu Füßen und sprach: „Behalte Deine Reichthümer, Fürstin! Amry wüßte mit ihnen nichts anzufangen. Du hast ihm das Herz und die Seele genommen. Der arme Perlenfischer darf auf Deine Liebe nicht hoffen und zieht es vor, in den Tod zu gehen.“

Und mit des Gedankens Schnelle stieß er sich den Dolch ins Herz.

—

Sie schreibt auch!

Schizze von Wolfgang Federar.

Eigentlich mußte es den Unbefangenen in Erzählungen sehen, daß Hilde Westheim die Aufmerksamkeit ihrer Besucher so wenig auf sich lenkte. Denn sie war, wenn nicht hübsch, so doch mindestens apart und alles andere als alltäglich in ihrem Äußeren. Ihre Haare, achseln und weid, strahlten in einem ganz seltenen Glanz, wie eingefangenes Sonnenlicht. Und darunter Augen, große, dunkle und durchaus kluge Augen, über die sie oft schimmernd die Lider halb herunter senken ließ.

Aber, wie gesagt, es gab kaum einen, der das bemerkte. Denn sie war ein kleines, zierliches Persönchen, von ruhender Bescheidenheit, ohne jeden Anspruch darauf, hervorstechend zu werden. Und daneben fand ihr Mann, Herbert Westheim, wie ein Berg, groß, mächtig, schwer. Und alles um ihn, neben ihm lag in seinem Licht, wie man will. Auch Hilde, seine Frau, natürlich. Ja, sie erst recht.

Wenn es bei Westheims Gäste gab — und das war fast täglich der Fall, denn der Mann liebte Gesellschaft und Freunde nach den Mäßen des Tages —, dann scharte sich alles, Damen und Herren, Junge und Alte, um ihn, den Großen, den Bedeutenden. Denn er, nicht wahr, ist doch der Verfasser all der feinen, geistreichen, stimmungsvollen Romane.

Ja, man umringt ihn ehrfürchtig, begeistert und dankbar. Man ist sehr glücklich, zu den Vorzügen zu gehören, die in diesem Hause aus und eingehen dürfen. Fällt nicht aus der lebendigen Nähe dieses Begnadeten ein Strahl des Lichtes auch auf sie, die Unbekannten, die so gänglich Unberühmten?

Und dabei ist er so menschlich, so gar nicht stolz. Mächtig kommt kein Raden empor, wenn er etwas Wichtiges erzählt. Mit sanfter Rührung betrachtet er seine Bewunderer, während er den Andächtigen, Verstaunten, den von Ehrfurcht durchschauerten irgend eine süße, zärtliche und traurige Anekdote aus dem — Manuscript vorträgt.

Am glücklichsten ist Hilde natürlich. Wenn sie auch nicht viel Zeit hat, diesem Empfinden Worte zu verleihen. Denn immer muß sie darauf sehen, daß alles in Ordnung geht, daß zur rechten Zeit angerichtet wird, daß die Zigarette bereit liegt, wenn Herbert danach greift, daß sein Weinglas gefüllt ist, wenn es ihn geblüht, die vom vielen Sprechen trocken gemordene Kehle anzufeuchten. Und sie hat neue Gäste zu empfangen und im Hause herum zu führen, das voll ist von Antiquitäten, von kostbaren Porzellanen, von alten Bronzen, von Bildern und Vasen und Teppichen. Hat ihnen das Zimmer zu zeigen, in dem der Meister — nie spricht sie vor dritten anders von ihrem Gatten — arbeitet, wo all die schönen Bücher stehen,

Romane, Novellen, Gedichte aller Nationen.
schönen, sorgfältig gemalten Einbänden.
Das war ihr Amt, kein ganz leichtes, gewiß.
Aber ihr Mann war ein Mann, der an seiner
Frau hatte, streifte sie oft liebevoll vor den
Augen der Gäste und nannte sie ein kleines
„Seimchen“, sein „Hausmütterchen“. Obgleich
sie zehn Jahre jünger, obgleich sie eigentlich noch
sehr, sehr jung war.
Auch als Doktor Geppart, durch einen Be-
kannten eingeführt, erstmalig das Haus auf-
suchte, sagte Westheim etwas Neuliches und
fügte schließlich mit einem wohlwollenden, nach-
sichtigen Nicken hinzu: „Liebigens, Doktor —
meine Frau schreit auch!“
Er sagte das etwa in demselben Tone, wie ein
Erwachsender von den harmlosen Spielereien sei-
ner Sprößlinge berichtet. Dann wandte er sich
den anderen Gästen zu.
Doktor Geppart war sehr erstaunt, und Hilde-
brand tief. „Darf man fragen, gnädige Frau,
woran Sie arbeiten?“
„Ach“, lächelte sie verlegen und schen, „es ist
nichts Besonderes. Gedanken, die ich so ab und
zu festhalte — eigentlich nämlich nicht viel mehr
als eine Spielerei.“
Sie war in ihrer Bescheidenheit ganz be-
drückt, es schien ihr nicht recht, die Aufmerk-
samkeit auch nur für Minuten darauf ihre
eigene Person gelenkt zu sehen.
„Aber wo haben Sie Ihr Arbeitszimmer?“
fragte Geppart weiter, der eben durch die
ganze Villa geführt worden war.
„Ich habe kein besonderes Arbeitszimmer, na-
türlich“, lächelte Hilde brand hilflos. „Ich schreibe, wo
ich gerade Platz finde — es ist ja auch nicht so
wichtig, und ich brauche nicht so vollkommene
Ruhe wie mein Mann.“
Aber bei dem gastfreundlichen Hause, das
sie führen, ist Ihre Zeit doch sicher durch andere
Aufgaben sehr in Anspruch genommen?“
„Das ist nicht so schlimm — mein Mann
schreibt recht lange, um später geistig frisch und
ganz ausgerollt zu sein, und wenn ich um sechs
Uhr aufstehe, erlaube ich schon ein paar Stun-
den für mich.“
Geppart sah, wie peinlich Hilde Westheim
das Gespräch wurde, und er war höflich genug,
das Thema zu wechseln. Trotzdem blieb er den
ganzen Abend in ihrer Nähe, denn er sah —
vielleicht als erster — daß sie ein eigenartig an-
ziehendes, daß sie ein kluges Gesicht hatte.
Aber ein paar Monate später, als er schon
vertrauter war und häufiger im Westheimischen
Hause verkehrte, wurde er an dies Gespräch
wieder erinnert. Da fand er eines Nachmittags
das Geppart vor einem dicken Manuskriptbin-
del, und Herbert Westheim trompetete gleich, als
er Geppart erblidete.
„Hallo, Doktor, Sie kommen zu guter
Stunde. Ich sagte Ihnen wohl mal, daß meine
Frau auch schreibt. Na, vor kurzem ist sie fertig
geworden, ein dicker Schmöker, wie Sie sehen.
Ich konnte ihn natürlich nicht lesen, leider — ich
arbeite eben an mehreren Novellen, um die ich
angegangen bin. Aber Hilde ist doch meine
Frau, nicht wahr, und sie hat eine Freundlich-
keit verdient. Da habe ich meinen Verleger
Wünzler, der mir sehr verpflichtet ist, gebeten,
sich die Sache mal anzusehen. Eben schreibt er,
daß er das Werk annehme, zu einem durchaus
angenehmen Honorar. Ja, ja, er verdient mit
allerlei und hat so viel an mir verdient, daß er
es ruhig riskieren kann, auch mal mit einer
Sache sitzen zu bleiben. Schachal!“
Westheim lachte drohend und tätschelte un-
beholfen den Rücken der kleinen, schüchternen
Frau.
„Es ist natürlich nur dem Einfluß meines
Mannes zu danken“, lächelte Hilde verlegen,
„aber ich freue mich doch sehr.“
Geppart hatte seine eigenen Gedanken, wäh-
rend er Frau Westheim herzlich beglückwünschte.
Sie wehrte ab: „Mein Gott, Doktor, keine
Konkurrenz für meinen Mann. Ich glaube nicht,
daß die Öffentlichkeit überhaupt davon Kennt-
nis nehmen wird, wenn das Buch erst mal er-
schienen ist. Und was den Verleger anbelangt,
so habe ich eigentlich ein schlechtes Gefühl —
weil er, nur meinem Mann zu Liebe, sein Geld
an eine von vornherein verlorene Sache ge-
hängt hat.“
Geppart teilte beinahe ihre Meinung. Aber
warum sollte er etwa vorhandene Illusionen
zerstören? Gern hätte er die weitere Entwic-
klung der Sache aus der Nähe verfolgt. Aber da
Geschäfte ihn für längere Zeit nach Berlin zie-
len, vermag er es bald.
Bis er nach geraumer Zeit, in irgend einer
Zeitung eine lange Besprechung entdeckte:
Hilde Westheim — der Verfasser äußerte sich be-
geistert, mit uneingeschränktem Lob. Andere
Blätter, Zeitungen folgten, die berühmtesten
Kritiker aller Richtungen setzten sich mit dem
umfangreichen Werk eingehend auseinander.
Eine der bedeutendsten künstlerischen Zeitschriften

inbrachte an führender Stelle einen Aufsatz „Ein
neuer Stern“, in dem es unter anderem hieß:
„Ein Roman? — Nein! Viel, viel mehr als das.
Hier werden mit der Klarheit eines Geistes, der
hier rüttelt die Hand eines überlegenen Geistes,
an den siebenfach verschlossenen Pforten der
Ewigkeit. Neben den rein dichterischen, rein ge-
staltenden Qualitäten finden wir hier eine solche
Fülle von tiefen, großen Gedanken, von Ironie,
Menschenkenntnis und apollonischer Heiterkeit,
daß man das Buch kaum aus den Händen legen
mag.“ Und dann, zum Schluß fand sich dieser
Satz: „Liebigens sei erwähnt, daß der Gatte
der Verfasserin, Herbert Westheim, auch schreibt.
In seiner engeren Heimat ist er recht bekannt,
und seine anspruchsvollen, stimmungsvollen Er-
zählungen und Novellen werden von den Freun-
den leidenschaftlich Unterhaltungs-Literatur geschätzt und
gern gelesen.“
Als Geppart mit dem Studium des Aufsatzes
so weit gekommen war, stieg das Bild Hilde
Westheims vor ihm auf, zart, grazios und schüch-
tern, so selbstlos in ihrer Hingabe, mit dem
Abschluß der Haare und der weißen, klaren
und reinen Stirn.
„Mir ist es immer aufgefallen, was für kluge
Augen sie hat“, dachte Geppart, und ein warmes
Gefühl Anteil nehmender Freude erfüllte seine
Brust. Dann dachte er an den Riß von Mann —
und er lächelte.
— — —
Angst
Skizze von André Reuze.
(Verdichtete Uebersetzung von Jo Hannus
Röster.)
Die Sonne sank. Abenddämmerung breiteten sich
aus. Das heiße Knistern des gelben Stroh-
streuers. Weiße Nebel zogen dünne Streifen
durch die Täler.
„Ich kann nicht weiter“, sank Brihan zusam-
men, „so ist die Hitze, die wir haben.“
„Die Hitze muß hier sein“, erwiderte ihm
Croftand, „bei den großen Eichen war sie. Ich
sah das rote Dach deutlich zwischen den Zwei-
gen.“ Noch einmal erhob sich Brihan. Fieber-
schüttelte ihn. Aber sie mußten weiter.
Endlich stand ein Haus vor ihnen. Es schien
alt und unbewohnt. Kein Rauch stieg aus dem
Kamin. Kein Hund bellte, als sie näher kamen.
Die Fenster waren geschlossen.
Croftand schlug mit der Faust an die Tür.
Nichts rührte sich.
Dann drückte er die Klinke nieder. Sie gab
nach. Die Tür ging auf. Das Innere war nur
ein einziger, armerlicher Raum. Eine alte Was-
chschüssel stand auf dem Herd, eine schale Wand,
in einer Ecke lagen Strohballen.
„Hallo!“, rief Croftand, „ist jemand da?“
Keine Antwort. Da sie wieder eine Lampe noch
Kerzen finden konnten, holten sie Reisig herein
und brannten ein Feuer im Herd an. In Bri-
hans Rücken waren noch ein Rest Schinken
und Brot. Sie aßen schweigend.
Die Tannenzapfen knisterten im Herd, der
Schatten der beiden Männer tanzte an der
Wand. Man hörte kein Geräusch im Herd —
und das gilt in der Bretagne als schlechtes Zei-
chen.
„Es muß doch jemand hier leben“, sagte
Brihan plötzlich, „schau her, in diesem Topf ist
noch vor kurzer Zeit Milch gewesen.“
Croftand lachte ihn aus: „Wußt Du unbedingt
wissen, bei wem wir zu Gast sind? Ich finde es
so viel lustiger. Soffentlich finden wir noch ein
Bett, in dem wir schlafen können.“
In einer Ecke führte eine morsche Leiter nach
oben. Ein schmaler Gang teilte den Oberstock in
zwei Teile. Die linke Tür war verschlossen, die
rechte öffnete sich leicht. Sie hatte weder Klinke
noch Schloß.
Sie traten ein. — Auf dem Boden lag etwas
Stroh. Auf einem Holztisch entdeckten sie einen
Kerzenstumpf, den sie entzündeten.
„Wenn uns die Motten in Ruhe lassen, wer-
den wir wie Könige schlafen.“
„Soffentlich, Leider ist die Fensterleiste zer-
brochen. Es zieht.“ — Da krachte die Tür zu, die
Kerze erlosch.
„Hallo! Ich habe nur mehr zwei Streichhöl-
zer. Der Stempel ist schwer, wir werden die Tür
damit verbarrikadieren. So — das wäre ge-
macht.“ Croftand legte sich wieder ins Stroh. Sie
waren gerade im Begriff einzuschlafen, als
plötzlich ein Windstoß die Tür erschütterte, den
Stuhl umwarf und die Kerze nochmals erlöschte.
Croftand nahm sein letztes Zündhölzchen und
hitzte es unter dem Mantel, allein der Luftzug
blies es sofort aus.
„Rein Nicht mehr.“
„Wir werden auch im Finstern schlafen kön-
nen. Morgen früh wird es hell sein.“
„Du hast recht“, dachte Brihan mit unsicherer
Stimme zu, „aber ich werde mein Messer im
Gefilde feststecken, damit diese Tür nicht immer-
hin und zu schlägt.“

Wichtig führt er zusammen. „Hast Du ge-
hört?“
„Was?“
„Schritte. Jetzt wieder.“
Im selben Augenblick krachte die Tür. Je-
mand versuchte sie zu öffnen. — „Wer ist da?“
rief Brihan laut.
Keine Antwort. Aber ein harter Schlag
wurde gegen das Holz geführt. — „Wer ist da?“
wiederholte Brihan fast schreiend.
Ein paar Sekunden erscheinendes Schweigen
folgten. Dann wieder drei kurze, harte Stöße
gegen die Tür.
„Antworten Sie doch!“ schrie Brihan, und
seine Stimme überschlug sich. „Antworten Sie
doch!“
Ein kurzes Krachen. Das Messer sprang her-
aus und fiel klirrend zu Boden. Die Tür ging
auf.
Ein Schatten kam langsam auf sie zu — der
Schatten einer menschlichen Gestalt. Sie wichen
zurück bis zur Mauer.
Und da geschah das Furchtbare... Brihan,
entsetzt, von einem Satz zur Seite, konnte
das grauenhafte Wesen um, das schwer
zukammenbrach, ohne laut. Croftand folgte ihm,
versuchte die erste Strophe, stürzte und rief Bri-
han mit sich hinunter.
Sinnloses Entsetzen hatte sie erfasst. Croftand
sah als erster den Ausgang und rannte in die
Nacht hinaus. Schwer fiel die Tür hinter ihm
zu.
Ein furchtbarer Schrei zerrte die Nacht. Ein
Schrei, kaum mehr aus einem Menschenmunde.
Ein Schrei, der sich tausendfach in der Einsam-
keit des Waldes wiederholte.
Croftand lief und lief, versing sich an Stei-
nen und Wurzeln, stieß gegen Bäume, fiel, stand
wieder auf, rannte weiter durch die Nacht. End-
lich kam er an ein Dorf, wo er Bauern nach-
rief.
— — —
Im Morgengrauen kamen sie an das ver-
lassene Haus.
Vor der Tür lag Brihan, zusammen gekniet,
das Gesicht verzerrt vor Entsetzen, von seinem
Mantel festgehalten, der sich in der aufgehogen-
den Tür festgeklammert hatte — aus Angst ge-
storben.
Das Haus war von einer alten, tauchunnen
Frau bewohnt. Man fand sie oben auf dem
Stroh. Sie war halb tot und hatte nichts von
dem verstandenen, was sich in der Nacht zuge-
tragen hatte. Durchsuchte sie die vielen Leute in
ihrem Haus schüttelte den Kopf, kletterte die
Leiter hinauf, nahm die Waschschüssel vom Herd
und ging ins Freie. Man hat sie nie wieder ge-
sehen.

Hundeseele
Skizze von Bernhard Frederich.
Luz hatte der Verlockung nicht widerstehen
können und sich ohne besondere Erlaubnis
seiner Herrschaft zu einem kleinen Frühbum-
mel in die Stadt begeben, wie es häufig seine
Gewohnheit war. Heute früh zog es ihn mit
besonderer Gewalt hinaus. War es der prächt-
liche Sonnenschein oder die allgemeine Unruhe
und Unternehmungslust, die ihn schon die gan-
zen letzten Wochen befeuerte, seit einige Häuser
weiter ein Nebenbuhler, ebenfalls ein raffiger,
schöner Doberman, mit seiner Herrschaft Ein-
zug gehalten und begonnen hatte, ihm bei sei-
ner Geliebten, der im Gartenhaus gegenüber
wohnenden munteren Edda, ernstlich Konkur-
renz zu machen. Es gab ihm einen tiefen
Stich, als er vor einigen Tagen Zeuge eines
Stellbildeins zwischen Edda und Bob drüben
am Gartengitter war. Sie stand zwar hinter
dem schützenden Eisengitter, so daß der ver-
wegene Bob nicht zu ihr gelangen konnte, aber
der arme Zug hatte, auf dem Fensterbrett des
ersten Stockes stehend deutlich sehen müssen,
daß sich die Schnauzen beider berührten und
daß auch Eddas kurzer Schwanzstummel sich in
freudiger Erregung hin und her bewegte. War
es ein Wunder, daß Zug bei dieser Gelegenheit
ein ingrimmes Knurren entführ, was zur
Folge hatte, daß sein Herr ihn aus dem Zim-
mer wies?
Seit diesem Tage hatte Zug nur den einen
Gedanken: Rache zu nehmen an dem frischen
Nebenbuhler, der es wagte, ihm seine Herrschaft
in dieser Straße streitig zu machen. D. er
mochte mit diesem eingebildeten und leichtfinni-
gen Bob schon fertig werden, ebenso wie er
vor einigen Wochen dem widerwärtigen Roter
des Gemüthsändlers von der Ecke, einer üben
Kreuzung von Schäferhund und Spitz, einen
Denkzettel gegeben hatte. Dieser glaubte näm-
lich, in seinem Revier pirschen zu können.
Vielleicht war ihm heute das Glück hold, daß
ihm Bob über den Weg lief.
Acht lautos öffnete Zug die Türe, die
hinter ihm wieder ins Schloß schnappte. An

der Haustür, die zu schwer war, als daß er
sie selbst öffnen konnte, mußte er ein Weichen
warten, bis jemand ins Haus trat und er
hinaus schlüpfen konnte. Vor dem Hause ver-
weilte er ein wenig, sog die frische Luft kritisch
in sich ein, ohne etwas Verdächtigendes zu mit-
teilen, und schüttelte dann nachdenklich den Schwe-
feln an der Türeinfahrt sowie der Pfah-
säule und dem Paternosterschlüssel vor dem Hause
den gemohneten Besuch ab. Darauf trabte er
voller Spannung die Straße entlang, um die
Umgebung des Hauses, in dem sein Todfeind
wohnte, einer eingehenden Untersuchung zu
unterziehen. Das Ergebnis dieser Prüfung war
die Gewißheit, daß Bob bereits das Haus ver-
lassen hatte. Nun ließ sich Zug ohne festes
Ziel treiben, zunächst durch einige enge Gäß-
chen am Hafen entlang, bis es ihn in das
Verkehrszentrum der Stadt zog; dort war es
am interessantesten.
Während er sich so befand, sah er die Ob-
ren: Von der nächsten Straßenecke her erscholl
mühtendes Hundegebell, von kläglichem Heulen
untermischt; offenbar war eine Hundeschlacht
im Gange. Nur einen Augenblick stutzte Zug,
dann lauschte er wie ein Witz dort hin, wo ge-
kämpft wurde, in langen Sprüngen und ge-
schickten Wendungen sich durch das Gewirr der
Fußgänger hindurch wendend. Die Lage war
ihm sogleich klar: Bob kämpfte mit zwei
fremden Kanakieren, die er offenbar in Eddas
Gesellschaft angetroffen hatte. Sie selbst stand
daneben und belächelte sich auf mildes Klä-
feln, während die drei ein kaum kenntliches
Knäuel ineinander verflochten und verschling-
ten, sich überlagerten und hin- und her-
kugelten. Hund bildete. Jetzt löste sich einer
der beiden Fremdlinge aus dem Knäuel mit
lautem Begehren und empor gezogenem Hin-
terbein, um unter anhaltendem Jaulen das
Weite zu suchen. Es war ersichtlich, daß Bob
nicht nur diesen Gegner außer Gesicht gelobt
hatte, sondern auch im Begriff stand, mit dem
anderen fertig zu werden. In diesem Augen-
blick stürzte sich jedoch Zug auf ihn, packte
ihn mit eisernem Griff und warf ihn zu Bo-
den, während der so unermartet aus seiner
verzweifeltsten Lage befreite Partner mit ein-
gekniffenem Schwanz und aus mehreren Bun-
den schreiend das Feld räumte.
Bob fühlte sogleich, daß er diesem neuen
Gegner nicht gewachsen war. Er lag auf dem
Boden und schloß seine Zähne des Zug an
seiner Gurgel. Ein Zufall kam ihm zu Hilfe.
Die Ringenden hatten sich in der Hitze des Ge-
schäfts allzu sehr der Rante des Bürgersteiges
genähert und kugelten auf den Fahrdamm,
mobi Zug zu Fall kam. Diesen Augenblick
benutzte Bob, um wieder Boden unter die
Füße zu bekommen und sich über den Fahrd-
damm zu retten. Aber schon hatte Zug ihn
wieder eingeholt, und der Kampf begann aufs
neue.
So sehr hatten sich die beiden Tiere inein-
ander verhasst, daß sie nichts hörten und sa-
hen. Ein in voller Fahrt daherkommendes Auto,
das einer Straßenbahn auswich, erschrak, als
der Führer es zum Halten bringen konnte,
den Zug und ging ihm mit dem Vorderrad
über die Brust. Das Tier überschlug sich zwei-
mal und blieb liegen. Aber nur wenige Se-
kunden, dann erhob es sich mühselig und kroch
auf den schützenden Bürgersteig, wo es sich in
eine Haustür niederlegte. Schnell hatte sich
ein Kreis Neugieriger um den Hund verlam-
melt, und bemitleidete ihn: „Das arme Tier!“
— „Schade, ein schöner Hund!“ — „Man sollte
einen Tierarzt holen!“ Zug sah da, am gan-
zen Leibe zitternd, Schaum vor dem Maule,
die Zunge hing ihm lang heraus, und nur mit
Mühe bekam er Luft. Offenbar war die Lunge
gequetscht. Eine schwere Ernüchterung kam
nach all der Leidenschaft der letzten Minuten
über ihn. Er fühlte, daß es mit ihm zu Ende
ging. Durch den Anlauf herbeigekracht, dräng-
te weitere Neugierige sich heran: „Ach, nur
ein Hund!“ Man ging weiter. Wie er sie
hätte, alle diese herzlosen, kalten Menschen,
die Autos erfinden, mit denen sie Hunde über-
fahren, und die jetzt gleichgültig um ihn her-
umstehen.
„Einen Augenblick, bitte!“ Ein uniformier-
ter Mann, ein Beamter des Tierparks, trat
brach sich Bahn. Er griff nach Zug, um fest-
zustellen, welcher Art seine Verletzungen wa-
ren. Aber Zug schnappte kräftig nach seiner
Hand und ließ niemanden an sich heran. Ein
Reuhen erschütterte seinen Körper, doch der
Anfall ging vorüber. Dann gelang es einem
jungen Mädchen, den Kreis der Umstehenden
zu durchbrechen. Voller Mitleid blickte es sich
über das leidende Tier. „Im gut zurende“,
führ es mit wohlgepflegter, weicher Hand lie-
devoll über Zugens glattes, schwarzes Fell.
Als wenn das Tier genau wüßte, daß es hier
eine mitfühlende Seele gefunden hatte, ließ es
Päuten etwas gemeldet. Hieraus schloffen sie

sich streicheln und leckte dankbar die Hand des
Mädchens. Dann plötzlich legte es sich auf die
Seite, ein letztes Jähren durchbeugte den rassi-
gen Körper, und steif streckte es die Glieder
nach sich. Aus dem Hintergrund erschallte die
schmerzende Stimme eines Schupobeamten:
„Bitte, weitergehen!“
— — —
Unter Rumpiraten
Einer wahren Begebenheit nachgezeichnet
von John C. Waters, Chicago.
Eines Tages erhielt John T. Tweedie, ein
angemessener Offizier der englischen Han-
delsmarine in London einen Brief: „Haben Sie
Zeit, Etwas Offizier auf dem Motorboot
3... zu werden, der demnächst nach Me-
lilla segelt?“ Tweedie besann sich nicht lange,
kurz danach fuhr er mit der „3...“ nach Melilla
zu.
Doch unmittelbar vor der Meerenge an der
Kapitän den Kurs und hielt auf Bermuda
zu. Da im Laderaum zwanzigtausend Kisten
Whisky lagen, so bestand für Tweedie jetzt kein
Zweifel mehr darüber, daß die Ladung außer-
halb der amerikanischen Hoheitszone am Rumpi-
smuggler abgesetzt werden sollte.
Vor Bermuda ging der Kapitän an Bord und
besah seinem Offizier, 25. Meilen süd-
lich von Montauk Point an der amerikanischen
Küste mit dem Schiff auf ihn zu warten. Twee-
die erreichte den befohlenen Punkt, und bald
stellte sich der Kapitän mit dem Schiffseigner
und einer Reihe von Käufern ein. Beklere
prüften die Waren, fanden sie nach ihrem Ge-
schmack, und jeder lud zwei oder dreihundert
Kisten auf sein Motorboot hinüber.
Ehe der Schiffseigner die „3...“ bald dar-
auf wieder verließ, erklärte er dem Kapitän
und dem ersten Offizier, in ein oder zwei Wo-
chen würde ein großer Rumpismuggler erchei-
nen und die ganze restliche Ladung übernehmen.
Da Verhandlungen durch Rumpiraten keine
Sensibilität wären, dürfte immer nur ein Fremder
die „3...“ betreten.
Eine Woche später legte sich ein Motorboot
Kingsfells. Zwei Mann wollten am Rumpi-
smuggler teilnehmen. Tweedie stand, die Pistole in
der Hand, an der Reeling: „Nur ein Mann
kommt herauf!“ — Einer der beiden kehrte um;
der andere ließ sich von Tweedie zum Kapitän
führen: „Wieviel Kisten haben Sie noch an
Bord?“ — „Wierzehn.“ — „Gut, blei-
ben Sie noch vier bis fünf Tage hier liegen. Ich
komme mit meinem Schiff und nehme Ihnen
ganzen Rest ab.“ — Der Kapitän freute sich
über die Aussicht, in wenigen Tagen des lang-
weiligen Stillstehens entboden zu werden, und
versprach dem Schiffsbesitzer die vierzehntausend
Kisten. Der Amerikaner verabschiedete sich mit
beidem Schändel.
Während er sich so befand, fuhr er denn keine
Angst vor Rumpiraten? Sind Waffen an Bord?“
— „Drei Pistolen und ein Gewehr.“ antwortete
der Kapitän abmühselos. „Na, nicht viel, aber
genügend etwas.“ brummte der Käufer und
kletterte in sein Boot.
Am Morgen des fünften Tages stand Tweedie
auf Wache. Da lauschte aus dem dichten Nebel
ein Motorboot auf: „Hallo, wir sind da.“ Das
Motorboot der „3...“ fiel, und zwei Männer
kletterten an Bord. In seiner Freude darüber,
daß endlich das wochenlange Stillliegen ein Ende
nehmen sollte, vergaß Tweedie, dem zweiten
Fremden den Zutritt zu verweigern. Er führte
beide in die Kapitänskajüte, wo die Käufer das
Geschäft abschließen wollten, und ging an Deck
zurück.
Er war unangenehm überrascht, dort ein Dut-
zend wenig Vertrauen erweckender Fremder zu
sehen: „Was wollt Ihr hier?“ — „Beim Um-
laden helfen.“ Da rief ihn das Schreien einer
Bootsmannsperle heran. Er stand Pistolen-
mündungen gegenüber: „Hände hoch!“ —
„Macht keinen Unfuss, Jungen!“ Der Blick der
beiden Revolverbesitzer verriet ihm, daß die Ha-
lunken Ernst machten, und seine Arme flohen
hoch. Gleich darauf kam auch der Kapitän mit
erhobenen Händen aus der Kajüte, und dro-
hende Pistolenmündungen trieben die Mannschaft der
„3...“ auf einen Saufen zusammen. Die
Waffen des Kapitäns fuhr Tweedie in den Hän-
den der Rumpiraten. Ihm selbst wurde die Pistole
aus der Tasche genommen.
Kapitän und erster Offizier wurden in der
Masse gefangen, die Mannschaft mußte
sich im Vorhinein empieren lassen. Der Kapi-
tän war ein Wachmann und äfferte vor Angst
Erzählungen von ganzen Besatzungen, die aus-
den Rumpiraten beiseite geschafft worden wa-
ren, weil Tote nicht reden. Die Nacht verlief
in quälender Ungeheuerlichkeit.
Am anderen Tage durften die beiden Offizie-
ren in Gegenwart von sechs schwer bewaffneten
abzusaffen, nicht aus anderer Tränen Weidung

Daß die Rumpiraten sie doch am Leben lassen woll-
ten. Doch Tweedie verlor alle Hoffnung, das
Abenteuer zu überleben, als er am dritten Tag
in die Kajüte gebracht wurde. „Jetzt schenken
sie ihn über den Bord“, wimmerte der tapferen
Kapitän hinter ihm her.
Tweedie fand in der Kajüte den Führer der
Rumpiraten. Der rebelle sich auf dem guten
Sofa des Kapitäns: „Na, Rumpir Tweedie, wie
geht's? Nicht besonders, wie? Bedienen Sie
sich bitte!“ Der Erste Offizier schenkte sich ein
Glas Whisky ein und wartete gespannt auf das
Beitende. „Wollen Sie dreitausend Dollar rep-
dieren?“ — „Selbst der Rumpiralführer mit der Tür
ins Haus.“ — „Warum nicht?“ antwortete Twee-
die und dachte: „Besser bei Rumpiraten Geld
verdienen, als von ihnen über Bord geworfen
zu werden!“ — „Schön, dann werden Sie das
Schiff führen.“ Der Kapitän holte eine Karte
vom Schreibtisch des Kapitäns und wies auf
einen Punkt an der Küste: „Hierhin wollen
wir.“
Rumpir Tweedie, freilebender Offizier der
Handelsmarine, wurde so zum Führer eines
Seeräubers. Sein Tage lang stand er unter
Aussicht eines Pistolenschusses auf der Bru-
st und brachte die „3...“ mit dem Motorboot
im Schlepp auf den befohlenen Punkt. Dann
änderte der Führer der Rumpiraten plötzlich
den freundlichen Ton und ließ Tweedie wieder
in die Kajüte einschließen. Das Schiff drehte
sich.
Als die Seeräuber zwanzig Tage an Bord
waren, wurde die gefohnte Mannschaft in den
Laderaum gebracht. Auf dem Wege dorthin
sah Tweedie, daß ein großer Motorbooter
Kingsfells der „3...“ festgemacht hatte. Im
Laderaum standen die dreizehn Rumpiraten, die
Waffen in der Hand: „Rach, alle Kisten werden
auf das andere Schiff verladen.“
Die Arbeit begann. Vierzehn Mann sollten
vierzehntausend Kisten umladen. Die Zwangs-
arbeiter bildeten eine lange Kette und oben
die Kisten von Bord zu Bord. Ein Stoß mit
dem Pistolenschuß spornete jeden Ermüdeten
wieder an. Zwölf Stunden lang arbeitete die
Besatzung der „3...“ um ihr Leben. Eine
Stunde bevor die letzte Kiste von Deck kam,
brach Tweedie erschöpft zusammen. Der Rumpi-
ralführer hielt ihn die Waffe an die Schläfe:
„Weiter arbeiten!“ — Tweedie war alles einer-
lei: „Schick doch zu, Du Rump!“ Der Pirat
schob nicht, doch sein Faustschlag betäubte den
Offizier.
Als Tweedie wieder zu sich kam, hörte er je-
mand neben sich sagen: „Endlich liegt die Kette
fort!“ Drei Mann von der „3...“ hatten
ihren ersten Offizier in die Kajüte. Dort er-
holte dieser sich langsam. Auf dem Tisch kam
er dann einen Zettel: „Nehmen Sie sofort Kurs
auf Bermuda. Wehe Ihnen, wenn wir Sie
anderson treffen!“ Von den verprochenen drei-
tausend Dollar war nicht die Rede.
Gleich darauf meldete der Ingenieur, daß die
Pistolen die Schraubenwelle zerklüftet hatten.
Außerdem war ein Segel über Bord geworfen
worden. Tweedie ließ die noch brauchbare
Beimann einziehen und nam Kurs auf Halifax,
weil dem Schiff an der nahen amerikanischen
Küste die Besatzungnahme drohte. Am dritten
Tage, als schon der letzte Proviant verzehrt war
traf die „3...“ einen englischen Dampfer, der
das Schiff nach Halifax einschleppte.
Die behördliche Untersuchung des Falles blieb
ohne Ergebnis. Vierzehntausend Kisten Whis-
ky blieben verschwunden und ihr Verfall blieb
durch dursige amerikanische Rehlen.

Fahrt durch die Hölle

Skizze von Gerhard von Gottberg.

Große, weißgelbe Strahlen warf der Schein
der Laternen um sich, und ein unheimliches
Knattern schwall kreischend zu immer härteren
Rollen an. Dampf wirbelte über die Lokomo-
tive, brach sich in gerissenen Schleiern und um-
geisterter drei Männergestalten auf der Plat-
form.
Ein fremder Reisender war unter ihnen,
schonte nachdenklich am Schutzheld, zählte und
rechnete. Zu dumm, daß er in Red Meiner den
Anschlußzug verpaßte; jetzt mußte er auf ge-
mieteter Maschine die Nacht durchfahren, um
Plasdon zu erreichen. Aber es galt auch ein
Ziel, das sich lohnte, ein Geschäft, wie er es
noch immer abgepflegt. Heute mittag wur-
de die Kasse vertrieben... heute Mittag! Und
er würde sie erlösen, hatte nicht umsonst die
Hypothek inne, nicht umsonst immer wieder
sein gutes Geld gegeben. Was kümmerte es ihn
ob der Ferner schuldlos die Scholle verlieren
würde... jeder war sich selbst der Nächste für
ein Butterbrot würde er jetzt Dollarmolen
erkämpfen.
Er preßte die Lippen zusammen. Da hatte
sein Weib ihn noch gestern belächelt, davon
abzulaufen, nicht aus anderer Tränen Weidung